



Beilage zum Echo des Siebengebirges.

Sonntag, den 26. Oktober 1924

Einzelnnummer 10 Pf.

Herbstabend.

Über ockerrotem Herbstgefilde
Glüht der Abend,
Schwimmt ein letztes Strahlenbild
Aus dem dämmerlichen Blau
Schauerfrommer Stunde.
Grabeschweigen küßt die Au.
Nebelgeister aus dem herbstesfeuchten Boden
Stehen auf;

In den Dunst, den Moderdunst der toten
Stummen Erde mischen sie sich ein.
Harrend liegt der stumme Raum
Ahnend das erstarrnde Geschick
Seiner Leben. Und im Baum
Pflückt der Tod seinen Strauß, knick — knick — knick —

Anton Kraus.

Um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber.

Zum 20. Sonntag
nach Pfingsten.



Gott segn' euch, ihr treff-
lichen Vögel,
An der fernen Guanoküft',
Trotz meinem Landsmann,
dem Hegel,
Schafft ihr den gediegensten
Nist!" J. B. v. Scheffel.

Längst, längst vergessen
schießt du mir, du alter
Kater Hiddigeigei.
Und die Erinnerung an
dich war mir wie verweltete
Blumen aus frohen Ju-
gendjahren. Heute aber
muß ich an dich denken. Und
die Pieder, die du sangest
aus deinem braven Kater-
herzen vor mehr denn 70
Jahren — erst in dieser
Stunde verstehe ich den
tiefsten Sinn.

Das war dein bitterster
Verdruß in jenen Jahren, da du in dem Schloßpark von Sättingen dich
ergingest; daß der Menschen Spott eure nächtlich süßen Töne Kater-
musik nannte. Und in bitterem Grolle sprachst du damals zu dir selbst
die Worte:

Dulde, tapferes Katerherz!
Duld' — es werden Zeiten kommen,
Wo der Mensch, das weiße Antier,
Uns die Mittel richt'gen Ausdrucks
Des Gefühls entleihen wird;
Wo die ganze Welt im Ringen
Nach dem Höhepunkt der Bildung
Katermusik wird.*)

*) Scheffel, Der Trompeter von Sättingen, 9. Stüd.

Dein Fluch ist in Erfüllung gegangen. Wir sind kagenmusikalisch
geworden. So ist es!

Eine kleine Variante genügt, und auch diese Worte sind, als seien
sie gestern oder vorgestern gesprochen: Und kann angesichts des Schrift-
tums / Wie man es dermalen handhabt / „Noch ein Mensch, ohn' zu
erröten / Die Musik der Kagen schelten?“

Sonderbar! Unsere Vorfahren benützten die Sprache, um sich gegen-
seitig verständlich zu machen. Sie gingen darauf aus, durch möglichst
wenig Worte möglichst viele Gedanken auszusprechen. Sie hielten die
Einfachheit und Klarheit für die Vollendung künstlerischer Darstellung.
Wie rüaständig waren sie doch, diese Viederer!

Welches Getöse verführen wir dagegen, wir Modernen! Wir haben
erkannt, daß der Höhepunkt der Kunst die Verworrenheit ist.
Deswegen schrauben und verschachteln wir unsere Sätze, bis kein
Mensch sie mehr verstehen kann. Wir geheimnissen dann noch ein paar
absonderliche Wörter aus dem Anguttara-Nikaya hinein und tun
sehr wichtig damit. Und wenn uns ein Windlein drückt, dann reden
wir von einer Sendung. Auf diese Weise machen wir mit möglichst
wenig Anstrengung möglichst viel Effekt. Das gleiche Bestreben aner-
kennen wir auch bei anderen. Und wenn jemand kommt, der einen
Barockbau mit Hausrot anstreicht, dann sagen wir: Das ist Kunst!
Und wenn eine auf der Bühne schreit wie eine Hanauer Kellnerin,
dann sagen wir: Das ist modern!

Wir sind kagenmusikalisch geworden.

Manchesmal schon hat man sich darüber Gedanken gemacht, warum
es in unserer Zeit so viele verworrene Köpfe gibt. Und das, trotzdem
unser Volk auf dem Gipfel der Bildung steht; und trotzdem unsere
Kinder in den Schulen so ungeheuer vieles lernen.

Da las ich dieser Tage zufällig in Hans Roseliebs spanischen Reise-
erinnerungen, daß die Dorfschulen in Spanien auf einer ganz primi-
tiven Stufe stünden, daß aber die Buben dort ganz gewedte und helle
Kerlchen seien. Und es fiel mir ein, daß man auch anderwärts schon
behauptet hat, daß die Mehrzahl der führenden Köpfe aus einfacher

Aus einem geistlichen Sonettenfranz.

Rückkehr aus der Gefangenschaft 536 v. Chr.

Zum Zimbelschlag und Paukentaktgebröhe
der Tamburinen helles Schellenklingen.
In froher Eil, mit Psalmenliederlingen
aus der Verbannung lehren Jakobs Söhne.

Die Herde blökt. Von hohen Sattelsitzen
ein Sehnsuchtspähen nach der Heimat Lande
fern wie ein Silberstreif am Wolkenrande
des Jordansstromes leuchtend Wellenblitzen.

Da braust ein Jubelschrei aus jeder Kehle
und brandet wüstenhin von Mund zu Munde —
Jäh stodend steht der Zug der Lastkamele.

Zum Himmel reckten dankend sich die Hände.
Die Zimbeln schallen, Paukenwirbel dröhnen,
ums Tamburin ein Tanzen ohne Ende.

In greise Bärte tropft ein Freudeweinen.

Aloys Jastel.

Verhältnissen hervorgegangen sei und nicht gerade aus gelehrten Schulen.

Da dachte ich mir, ob jene doch etwas Wahres sagten, die der Meinung sind, daß man Kinder auch mit Wissen überfüttern könne. Und ob nicht vielleicht unsere Leiblichkeit in diesen Dingen ein Symbol des Geistlichen sei. Beim Leiblichen aber wird gesunde und einjache Kost als das Zuträglichste empfunden, während die Ueberladung mit Speisen zu allerlei Indigestionen führt.

Man hat in den letzten Jahren beachtenswerte Reformen des Unterrichts in Angriff genommen. Ob es nicht gut wäre, vor alle diese Reformen das Leitwort zu setzen: „Erstens Diät!“? Nicht die Menge des Stoffes macht es, sondern die gute Verdauung! Es ist dies kein neues Wort, aber ein wenig beachtetes.

Warum es so viele verworrene Köpfe gibt? Von den alten Athenern sagt man, ihre erste Frage beim Begegnen auf der Straße sei gewesen: *Ti neon?* Zu deutsch: Was gibt es Neues? Dieses „*Ti neon*“ kann übertrieben werden. Es ist zu einer förmlichen Sucht geworden — vor allem unter den sog. Gebildeten — sich nichts entgehen zu lassen, was Zeit und Mode in hunderter Folge auf die Straße wirft; eine Sucht, von allen Dingen zu wissen, um bei allen Dingen mitreden zu können. Es ist ein wahlloses in sich aufnehmen, ein hastiges Hineinwürgen . . .

Und da soll man sich wundern, daß viele literarische Erzeugnisse den Eindruck eines geistigen Durchfalls hinterlassen?

Timeo lectorem unius libri ist ein alter Spruch: „Ich fürchte den Leser eines Buches“. Es ist eine gute Erfahrungsweisheit darin: Nicht in dem Vielwissen liegt die Stärke, sondern in dem Gründlich wissen. Nicht so sehr in die Breite, weil die Breite flach ist. Mehr in die Tiefe!

Wir müßten lernen, uns abgegrenzte Ziele zu setzen, damit Sammlung und Gründlichkeit möglich wird.

Die Sache hat einen sittlichen, man kann sagen: einen religiösen Hintergrund. Das ist die Ursache, warum eine Sonntagslesung über den Jüngling, der im Fieber lag, nicht achtlos daran vorübergehen kann. Die Wahrheit ist ausgesprochen in dem Satze: „Ganzes Wissen führt zu Gott, halbes Wissen führt zum Teufel“.

Ganzes Wissen ist gründliches Wissen, ist klares Wissen. Die Klarheit des Wissens aber ist ein ungetrübter Spiegel, in dem sich die Grenzen der eigenen Persönlichkeit erkennen lassen. Ist die Grundlage der Demut, die uns die richtige Einordnung finden läßt zur Umwelt und Ueberwelt. Das Handeln und Denken und Fühlen, das aus dieser aufrechten Selbstbewertung hervorgeht, ist der Ausdruck der gereiften Persönlichkeit.

Die Zahl derjenigen, die niemals im Leben zur persönlichen Reife

Lesefrüchte.

Die Vergötterung der ungeläuterten Kindesnatur läßt selbstherrliche Schwächlinge und Plagegeister entstehen. Die Zuchtlosigkeit der jetzigen Jugend stammt nicht bloß aus der ungeordneten, rohen Kriegszeit, sondern zum guten Teil aus dem Unverstand und der Schwäche so vieler Erzieher.

Ein schönes Weib lächelt, und wir denken, daß das, was sie lächelnd sagt, darum, weil sie lächelt, etwas Wahres und Gutes sein muß; aber oft würzt ein Lächeln nur Faules.

Wissen Sie, das halbe Wissen und die schönen Frauen ohne Kern hat der Teufel beim Blündern verloren. Er mag sie gar nimmer haben, die beiden, wenn man ihn auch tausendmal bittet, er soll's wieder holen.

Lebensregeln für Schriftsteller.

Und die letzte, höchste, die aber keine äußere Regel, sondern ein

gelangen, ist groß. Sie ist mit zunehmender Zivilisation eher größer geworden, als geringer. Das Wissen, das nur in die Breite geht, nicht aber in die Tiefe, kann niemals mit der Persönlichkeit ver wachsen, niemals zu Motiven für ein folgerichtiges Handeln werden. Es wird zu einer parasitären Wucherung, die den innersten Kern der Persönlichkeit verkümmern läßt.

Unverdautes Wissen wirkt Blähungen (*scientia inflat*). Zu einer Zeitkrankheit ist der Dünkel geworden; zu einem Fieber. „Herr, komme herab und heile meinen Sohn!“

Tausende geben sich eine geniale Pose, staunen vor sich selbst und ahnen nicht, daß ihr ganzes Gebahren weiter nichts ist als, als ein Refrain zu dem Guanold von Jof. Victor von Scheffel.

Ein Wort an unsere Freunde. — Wie lange noch werden wir die tausend Irrlichter bewundern, die aus fremden Wassern aufleuchten? Wie lange noch werden wir von den Broden leben, die von fremden Fischen fallen?

Fremdkörper im Blut bedeuten Fieber. Es wäre Zeit, daß wir zur Besinnung kämen!

Das war das große Wort des Archimedes: „Gebt mir einen Ort, auf dem ich stehen kann, und ich werde die Erde aus ihren Angeln heben“. Wir brauchen einen festen Boden, auf dem wir stehen. Wir brauchen Grundzüge, festgefügt wie Granit in unserer Seele. Dann werden wir nach klarem Aufriß die Welt gestalten und formen.

Ein Schelm, wen nicht endlich der Widerwille überkommt vor den geistigen Promenadenmischungen eines schieläugigen Aesthetentums. Wer Werttagsarbeit zu leisten hat, der soll nicht mit dem Gigerlstocklein spazieren gehen.

Und wir haben Werttagsarbeit zu leisten. Eine herrliche Gotteswelt ist uns verschüttet. Auf den Annalen der Geschichte liegt tendenziöser Schutt*) Wertvolle Werke der Vergangenheit verstauben in den Bibliotheken oder sind durch das Latein des Textes den breiten Massen verschlossen. Wer hat da Zeit, am fremden Gartenhag zu fressieren?!

Der letzte wollte ich sein, der raten würde, die Augen vor dem Geschehen der Welt zu schließen oder abseits zu stehen von ihrem gestalten den Schaffen. Erbärmlich aber der Geselle, der mit Knochenweichung dahergehumpelt kommt, um Handlanger statt Meister zu sein. —

„Am die siebente Stunde verließ ihn das Fieber“. Gebe Gott, daß das Wunder in aller Stille sich wiederhole an dieser fahnenmusikalischen, eiertänzerischen, alleswissenden, gliederverrenkenden, kneigmürrischen Aesthetenzunft!

*) Vergleiche dazu den Aufsatz „Neueste Stimmen zur Revision der deutschen Geschichtsauffassung“ im „Neuen Reich“ vom 18. Okt.

inneres Geseß ist, das die wenigsten gelten lassen mögen, da sie sonst verstummen würden: Nur dann schreiben, wenn man etwas zu sagen hat.

Richard von Schaukal.

Man muß in seinen eigenen Worten zuhause sein, nicht in gemieteten, entlehnten oder gar entwendeten wohnen.

Immer genau das auszudrücken trachten, was man sagen will; nicht sich daneben gehen lassen.

Nordseeabende.

Einsam die Boje
ein Rastort der Möve
Wiegt sich im Wechsel
der Ebbe und Flut.
Silberne Vögel
in kreischendem Gleiten

Fliegen entgegen
der glühenden Glut:
Glänzende Strahlen
Im Purpurglanzmalen
Unzählige Zahlen
Ewiger Pracht.

Perry Bunganth.

Moderne Beginnen? / Ein zeitgemäßes Oblateninstitut.

Der Johannesbund in Leutesdorf, der neuzeitliche Seelsorgsmethoden in den Dienst der inneren Mission zu stellen bemüht ist, hat neben einer Kongregation, deren Mitglieder unter Beobachtung der Ordensgesetze ein gemeinsames Leben führen, die Institution der sogenannten Oblaten, eines weltlichen Ordens — wenn man so sagen darf — gegründet. Die Oblaten und Oblatinnen des Johannesbundes sind Männer und Frauen, die in der Welt bleiben, sich aber in besonderer Weise dem Apostolat des Johannesbundes zur Verfügung stellen, entweder hauptamtlich oder soweit ihre Berufspflichten und ihre Familienverhältnisse es gestatten. Die evangelischen Räte üben sie, soweit es ihnen möglich ist, und beobachten eine bestimmte Regel.

Die Oblateninstitution des Johannesbundes ist nicht etwa als vorgefaßte religiöse Gründung anzusehen, sie ist weit eher als das Aufsteigen einer religiösen Begeisterung zu betrachten, die in einzelnen Gliedern aller Volksschichten inmitten einer immer mehr ins Heidentum zurückfallenden Umgebung unmittelbar aufglüht.

Von diesem Gesichtspunkte aus erinnert die neue Einrichtung lebhaft an die Entstehung des mittelalterlichen Beginnenwesens, über das Dr. Jos. Greven im 8. Heft des „Befried“, einer Kriegszeitung, über die belgischen Lande, leserwürdige Erinnerungen schrieb:

„Wer um das Jahr 1195“, so heißt es auf Seite 360, „die damals so ansehnliche Stadt Nivelles im südlichen Brabant aufsucht und das häusliche Leben ihrer welschredenden Bewohner erkundet hätte, dem würde dort bei vielen Angehörigen des weiblichen Geschlechts, jungen und alten, eine seltsame Stimmung des Gemütes nicht entgangen sein. Sprach da eine Mutter zum Töchterchen scherzend, doch wohlmeinend, von künftiger Hochzeit, so malte sich in den Kindermienen nur tiefer Widerwille. Wurden in einem Hause, wo eine Jungfrau heranwuchs, erste Heiratspläne geschmiedet oder stellte sich gar ein statlicher, dem Vater willkommener Freier ein, so gab es ärgerliche Auftritte: die Jungfrau sperrte sich und bestand darauf, ledig zu bleiben. Dieselben Mädchen und Jungfrauen waren aber wie verzaubert, wenn ihnen eine Nonnenhülle oder ein Mönchshabit vor die Augen kam. Und wie von selbst fingen sie an, zum Verdruß der Eltern ihren Köden klösterlichen Schnitt zu geben, strenge Fasten zu halten und im lateinischen Waller zu lesen. Bei den häufigen Kirchgängen hielten sie sich zu alten Jungfern und ehrsamten Witwen, die frommen Eifers voll ihnen das Lob der Jungfräulichkeit kündeten. So stark und mächtig aber wuchs in Nivelles der Wille zur Keuschheit empor, daß auch Frauen davon ergriffen wurden: manche Gattin beschwor ihren Mann, er möge sie ganz oder doch zeitweilig freigeben für den Seelenbund mit Christus.“

Diese starke religiöse Begeisterung ging zurück auf das hinreichende Beispiel eines achtzehnjährigen Mädchens, Maria von Nivelles, das mit 14 Jahren von ihren begüterten Eltern verheiratet worden war, sich dann aber zusammen mit ihrem Mann unter gegenseitigem Entlassungsgebot dem Dienst der Aufrichtigen im Leprosenhause widmete.

Der Seeleneifer der jungen Frau ließ sie einige Jahre sogar daran denken, selbst zu predigen, um unsterbliche Seelen der Welt zu entreißen. Sie ging zu den Augustinermönchen in Dignies bei Namur, die ihr bei ihrem Werke beistehen sollten. „Ein Seelsorgerkreis“, heißt es in dem genannten Aufsatz, „darunter die Magister Johannes von Nivelles und Johannes von Bier, schart sich um sie. Der aus Reims stammende Magister Jakob von Bittu, den der Ruhm der heiligen Frau nach Belgien gezogen, läßt sich durch sie bestimmen, in das Kloster zu Dignies einzutreten und durch Predigt das Werkzeug ihres Willens zu werden: „mein Prediger“, so wird er von ihr genannt.“

Die in Nivelles wurzelnde und von Dignies aus im Bistum Rüttich tätigen Kreise gelangt es, das in Maria glühende Feuer in die Herzen vieler anderer Frauen zu tragen. Auch die Bischofsstadt, wo Johannes von Nivelles wirkt, bleibt nicht zurück: Mädchen, Jungfrauen, Frauen, Witwen — sie alle verlangen danach, mitten im Leben der Welt den strengsten klösterlichen Idealen zu dienen.“

Die unheimlich anwachsende religiöse Bewegung, die dann von diesem Kreise ausging, begann bekanntlich sehr bald dadurch zu entarten, daß die Sucht nach mystischen Verzückungen, Gefühlen und außergewöhnlichen Begnadigungen alles andere Streben in krankhafter Weise überwucherte. Die Weltgeistlichen und kirchlichen Würdenträger traten mit Entschiedenheit dagegen auf, zumal weil man in der ungestümen Bewegung einen Widerschein der Ketzerei der Katharer zu sehen glaubte, die die Ehe als in sich böse verwarf und die Ehelosigkeit als erstrebenswert für alle hinstellte. Johann Geiler von Kaysersberg, Sebastian Brant und Thomas Murner fanden später bittere Worte für sie. Man suchte dem durch keine Klosterregel gehemmten Treiben der Frauenwelt dadurch Einhalt zu tun,

daß man neue Klöster nach den alten, anerkannten Ordensregeln gründete.

Auf die Dauer war es jedoch nicht möglich, dem starken Bedürfnis nach Frauenklöstern zu genügen; nicht den dritten Teil konnte man aufnehmen. Aus diesem Grunde wandte sich Abt Walter von Bilsers 1216 durch Vermittlung an den Papst mit der Anfrage bezüglich der in der Welt lebenden Witwen und Jungfrauen: „Dürfen diese in Häusern für sich wohnen, um sich gegenseitig in ihrem guten Willen zu stützen?“ Der Papst gab die Zustimmung, viele Frauen und Jungfrauen verzichteten auf den Eintritt in die Klöster und blieben bei ihren kleinen häuslichen Gemeinschaften. Sie ließen sich mit Vorliebe bei Armen- und Krankenhäusern nieder, um in denselben die Werke der Caritas zu üben. Ihren Unterhalt verdienten sie sich selbst. Bald bildeten sich größere Siedlungen heraus.

So entstanden die Beginnenhöfe, die sich bis heute in Belgien erhalten haben, ohne freilich ihrer großen Mission in allem treu geblieben zu sein. Ueber den heutigen Zustand der Beginnenhöfe schreibt Dr. Jos. Greven:

„Betritt man in einer Stadt von Flämisch-Belgien den Beginnenhof (flämisch: de begijnhof; französisch: le béguinage), so sieht man sich an einem halb beschaulich, halb behaglich wirkenden Ort: „Het is er gelijk op een begijnhof“, sagt der Fläme, wenn es irgendwo recht stillig und sauber, ruhig und schlicht zugeht. Bald glaubt man in dem Innenhof eines Nonnenklosters, bald auf dem baumbestandenen Platz einer verträumten Kleinstadt zu sein.“

Um einen geräumigen Hof mit Baumwerk und Rasen bilden niedrige, wohnlich aussehende Häuschen mit malerischen Giebeln und blanken Fenstern ein Viereck. . .

Noch sind die meisten Höfe von denen bewohnt, nach denen man sie nennt, von den Beginnen (beginnen; béguines). Wenn sich beim Läuten der Glocke die Haustüren öffnen und die Bewohnerinnen zum Kirchgang zusammenrücken, dann sieht man an ihnen eine Tracht wie an katholischen Ordensfrauen, zumeist ein schlichtes Wollkleid von schwarzer oder blauer Farbe mit weißem Kopfschleier. Diese Gestalten erscheinen mit flämischem Volkstum eng verwachsen. . .

Trotz der früher wie heute üblichen Ordensstracht sind die Beginnen aber keine Nonnen und ihre Höfe keine Klöster. Wohl soll der Beginnenhof ehrbaren Jungfrauen und Witwen klösterlichen Schutz und Frieden bieten, aber ohne daß bindendes Gebot ihnen den Weg in die Welt verschließen. Die Begine verspricht, solange sie im Hofe bleibt, der Oberin (de groote Jester; la Grande-Dame) und der Meisterin ihres Konvents zu gehorchen und die Jungfrauschaft zu bewahren; sie darf jedoch den Hof wieder verlassen und eine Ehe eingehen, und ein Armutsgebot wird weder für immer noch für eine Zeitlang abgelegt. Verpflichtet sich also das unverehelichte gebliebene Mädchen oder die auf Wiederverheiratung nicht mehr rechnende Witwe zu einem streng sittlichen, frommen und tätigen Leben, so gewährt die Kirche ihr mit dem Ordenskleide Hilfe und Schutz für so lange, als sie durch ihren Aufenthalt im Hofe und durch ein Leben nach dessen Satzungen sich einer bestimmten, dem Klosterleben entnommenen äußeren Ordnung unterwirft. . .

„Belauscht man heute den flämischen Volksmund, so glaubt man kaum, daß in den Beginnenhöfen die Töchter einer Maria von Nivelles zu Hause sind. Da soll die Begine ein frommtuendes, mühsigkündendes Weib sein, das den lederen Bissen und das wohlige Bett liebt, listig und scheinbar harmlos den eigenen Vorteil ersieht und unter klösterlicher Larve des Freiens harret. Derlei Redewendungen sind nicht so schlimm gemeint, wie sie sich anhören; sie treffen auch das heutige belgische Beginnenwesen als Ganzes gewiß nicht, zeigen aber doch, wie das als No-mie sich gebende „Begintje“ in den Köpfen vieler Leute sich ausnimmt. Eines geht aus solchen Worten mit aller Sicherheit hervor: von der schwärmerischen Weltflucht und der leidenschaftlichen Armutsliebe, von dem franziskanischen Entsagungs willen der ersten Beginnen haben die heutigen im Nonnenkleide wandelnden nichts mehr an sich; und es wirkt vollends wie ein Scherz der Geschichte, daß die in stiller Kammer heute so fügsam und genügsam Hausenden einen Namen führen, der an die schlimmste Ketzerei erinnert, die den Bau der mittelalterlichen Kirche hat erzittern lassen. Was einmal strudelndes Quellwasser war, ist still geworden wie das Minnewater am Beginnenhof zu Brügge.“

Ob die Oblateninstitution des Johannesbundes wohl an dem Bezugs teilnehmen soll, die stillen Wasser wieder zu lebendigen Bässen zu erneuern? In einer Beziehung auf alle Fälle erscheint uns dieser Orden für Weltleute sehr zeitgemäß; er wird manchen alleinstehenden Frauen und Jungfrauen, die sich gesellschaftlich vereinsamt fühlen, eine religiöse Aufgabe stellen, die nicht nur ihr tägliches Wirken mit einer Weihe umgibt, sondern vor allem die der Frau angebotenen Kräfte der Caritas auslöst und entfaltet.



„Jesus, Maria, Josef! Mei Hannpitt!“
 Und schluchzend warf sie sich über ihren Sohn, der langhingestreckt auf dem Fußboden lag, die Hände mit einem Viehstrid auf dem Rücken zusammengebunden. Das rechte Bein trug einen Verband, aus dem unaufhörlich langsam das Blut sickerte. Krampfhaft hielt der Gefesselte die Lider geschlossen und knirschte mit den Zähnen.
 „Mei Hannpitt! Mei Hannpitt!“ jammerte die Mutter.
 „En schiener Hannpitt! En gemeingefährlicher Einbrecher, de,“ höhnte hebelnd der Heimbauer. „Gleich werd die Polizei komme, an ehn ens Gefängnis bringe.“
 Bei dem Worte Gefängnis richtete sich die Mutter zitternd aus der gebückten Stellung und suchte ängstlich den Sprecher. Der streckte die Hand aus.
 „Seht do! De Wandschrank hat e erbroche, mei Geld hat er wolfe stehle, on, weiß Gott, wat noch. Wenn mein Hund ehn net gepackt hätt, ich glaaf, ich wär net miß am lewe.“
 „Jahl wie der Tod schaute die Mutter in das zornrote Gesicht des Bauern, das Geförte kaum begreifend. Sie bemerkte nicht die vielen schadenfrohen Larven des Gesindes, das neugierig gespannt an den Wänden lehnte. Der Heimbauer aber fluchte und witterte, in dem er unter den auf Tisch und Fußboden zerstreut liegenden Papieren suchte.
 „Teufel noch. Ich kann et net fenne. Sacht,“ wandte er sich barsch an die Mutter, „hatt' ihr mir nix Schriftliches gegewe?“
 Und als diese verständnislos blieb.
 „Ich meine van dem Raaf.“
 „Modder!“ stöhnte, die Augen öffnend, der Sohn.
 Alle blickten nach dem Gefesselten, der vergebliche Anstrengungen machte, sich aufzurichten.
 „Et wor em Wandschrank,“ polterte der Bauer zürnend weiter und hob jedes Papierfetzen auf. „Hast dau et gestohle?“ stieß er den Liegenden mit dem Fuße in die Seite.
 „Dach Hannpitt rührte kein Glied und hielt die Lider geschlossen.
 „Ihr müßt mir gleich en neues gewe. Off der Stell!“ drängte der vergeblich Suchende die alte Frau.
 „Modder!“ preßte der Sohn abermals wie warnend hervor.
 „Hast dau Schmerz?“ frug teilnehmend die Mutter, beugte sich tief und strich über die schweißbedeckte Stirn. Auf einmal riß Hannpitt die Augen weit auf und starrte die Mutter mit einem durchdringenden Blick an. Da verstand diese die stumme Sprache der Augen und den flehenden Ruf des Sohnes. Ein wehes Lächeln hellte für einen Augenblick die kummerzernagten Züge der Mutter.
 Draußen wurden Stimmen laut und Schritte stapften über den Hof.

Ein Knecht steckte den Kopf zur Tür herein.
 „Die Polizei!“
 Ueber das breite Gesicht des Heimbauers glitt es wie Triumph. Er schritt zur Tür, um den Diener des Gesetzes hereinzulassen. Aber da schnellte die Gichtgetrümme wie ein junges Reh in die Höhe und vertrat dem Bauern den Weg. Dräufend klang ihre Stimme.
 „Mein Hannpitt soll ens Gefängnis? Mei Hannpitt es sei ge meiner Einbrecher. Mer hann ons all ehrlich dorchs Lewe geschlage. Wollt ihr mir die Scham off mei al Dag anduhn?“
 „Weg! Her su verlobbert Gesindel es et Gefängnis noch ze gut.“
 Der Wütende packte die alte Frau bei der Schulter, daß sie vor Schmerz sich wand. Aber sie wich kein Haar breit von der Stelle. Mit eine zum äußersten Entschlossene pflanzte sie sich vor dem Unerbittlichen auf, hob die hageren Arme wie zum Schwur und stieß messer scharf, fast kreischend hervor.
 „Ich gewe nix miß schrefflich, Heimbauer! Oder . . .“
 „Jahl hielt sie inne.“
 Dem Bauern war alle Farbe aus dem Gesichte gewichen, er leuchtete vor wilder Aufregung, ballte die fleischige Hand zu einer Riesensfaust und reckte den Arm, um zum Schlage auszuholen.
 „Oder?“ donnerte er.
 „Oder ihr liefert mei Sohn net der Polizei aus,“ gab die Bedrohte mit eisiger Ruhe zurück.
 Der rechte Arm blieb noch erhoben. Sekundenlang maßten sich die ungleichen Kräfte. Im Antlitz des Bauern wechselte Zornröte mit Reichenblässe. Schwer hob und senkte sich seine breite Brust. Plötzlich fiel die erhobene Rechte schlaff herab, und dem Knechte zuwinkend, befahl er.
 „Sacht der Polizei, et wär e Onglöd passiert, mer brauchte se net.“
 Ein Aufatmen wie Befreiung von etwas Entsetzlichem ging durchs Zimmer. Die Mutter hastete zu ihrem Sohn und barg freudeschluchzend seinen Kopf an ihrer eingefallenen Brust.
 „Macht den Streck los!“ befahl der Bauer.
 Ein paar Knechte bemühten sich um den Gefesselten und lösten die Bände. Dann hinkte Hannpitt auf die Schulter der Mutter gestützt aus dem Zimmer über die Straße ins elterliche Haus.
 Tags darauf war der Heimbauer wieder im Besitz des Schriftlichen.
 Die Wundwunde heilte schnell.
 Und als nach einer Woche der Entwurzelte aus der weitbogigen Halle des Industriebahnhofs schritt, grüßten ihn die Rauchfahnen der Schornen, und das Chorgeheul der Sirenen lang das Eisenlied von Schweiß und Frone.

Alwine. / Humoreske von Hans Jonen.

Eine elektrische Klingel schrie durchs Haus, ein Schrei, der allen Inassen recht gelegen kam.
 „Dienstschluß!“
 „Kustellappern! Schlüsselstirren! Stimmengewirr hier und dort.“
 Auch Fräulein Alwine vom Banthaus Steinfeld klappte mit einem energischen Ruck den Schutzkasten über ihre Schreibmaschine, hauchte über die Fingernägel, rieb sie am Kleiderrock blank, ordnete hier ein Röschchen, tupfte dort noch einmal mit Puderblättchen Wolff u. Sohn und ließ zuletzt einen Naturlaut des Wohlbehagens aus ihrer Kehle gurgeln, dem dann der freudedurchpulte Satz folgte:
 „Kinders, seht vier Wochen Urlaub!“
 „Wohin geht's? Klang es halb neugierig, halb neidisch von der Devilshausleitung her.
 „Frage! Allgäu! Stammgast!“
 „Ihr Liebster ist im Dorf der Schmied!“ summte es aus der Buchhalterei I.
 Alles kicherte vor sich hin. Fräulein Alwine warf den Kopf in den Nacken.
 „Mein Bräutigam ist Gerbereibesitzer in Bayern; ich habe Gott sei Dank nicht nötig, vor der Schreibmaschine an Arterienverkalkung zu sterben,“ knallte sie stolz in den langgestreckten Raum und schuf sich dadurch einen effektvollen Abgang.

Die junge Dame, die abends erhobenen Hauptes im Nachtzuge nach München Platz nahm und während der ganzen Fahrt bald blasiert in eine ausländische Zeitschrift, bald mitteilidig auf ihre von Erwartung über die bevorstehenden Hochgebirgsgegnisse übersprudelnden Mitreisenden blickte, hatte mit der Stenotypistin vom Banthaus Steinfeld nur noch den melodischen Namen Alwine gemein.

Angelangt im Allgäu war der letzte Rest der Erinnerung an Schreibmaschine und Diktatstift verschwunden. In der Fremdenzeitung prangte stolz hinter dem Namen Alwine Wüterich: Opern- und Konzertsängerin. Und das zog. Man machte ihr den Hof, tänzelte in ihrem Dunstkreis wie in der Pause auf dem Parkett des Foyers im Opernhaus, denn wer brachte es fertig, selbst in der herrlichsten Natur, den Kulturmenschen des 20. Jahrhunderts vollständig abzutreiben und lieber einer „duftenden“ Sennlerin, als einer schönen, jungen Künstlerin die Kur zu schneiden? Alwine kannte die Psyche

der Sommergäste, denn sie war ja „hierzulande“ Stammgast. Ihr Bräutigam, der Herr Gerbereibesitzer, stapfte stolz in seiner heimischen Anziesentracht neben ihr her und ließ sich von seinen einheimischen Bekannten der großen „Künstlerin“ wegen beneiden.
 Alwine hatte in ihrer Heimat Konzerte mit „Erfolg“ besucht, viel leicht auch einmal drei Gesangsstunden bei Fräulein Knödel am Quetschmarkt genommen und wußte daher geschickt mit einem halben Duzend Bachausdrücken zu operieren.
 Ja, das hätte alles schön und friedlich, wie in den vorhergehenden Jahren verlaufen können und die vier Wochen Sommerurlaub wären eitel Glück und Sonnenschein gewesen, wenn — ja wenn nicht das malefiz Wohlthatigkeitskonzert im Kurort wie eine Fliegerbombe in die letzte Ferienwoche geplatzt wäre.
 — — — — — und wir gestatteten uns, Ihre gütige Einwilligung voraussetzend, Ihren wertigen Namen mit aufs Programm zu legen — — — — —“ schrieb der Wohlthatigkeitsauschuß, der sich aus Kurgästen und Einheimischen gebildet hatte, um den Bewohnern eines Nachbarortes, die durch eine Ueberschwemmung schwer geschädigt waren, zu helfen. Dabei flatterte bereits das gedruckte Programm aus dem Briefumschlag.
 Alwine traute ihren Augen nicht, da stand schon nach dem Einleitungsmarsch:
 „2. Fräulein Alwine Wüterich, Opern und Konzert-
 sängerin, Lieder und Arien.“
 Ein Hotellektion klärte Alwine eben darüber auf, was eine Arie sei, da ließ sich auch schon eine Dame melden, die sich als Opernsängerin aus Berlin vorstellte und ebenfalls für das Konzert vorgesehen war. Sie wollte nur einmal bei der verehrten Kollegin vorprechen, um sich über die Auswahl zu verständigen, vielleicht käme auch eventuell ein Duett in Frage.
 Alwine starrte sie entgeistert an und wischte sich die perlenden Schweißtropfen von der Stirne.
 „Duett? Ausgeschlossen, um Gotteswillen kein Duett, ich kann mich so entsetzlich schlecht an eine fremde Stimme gewöhnen, überhaupt, daß man in meinem wohlverdienten Sommerurlaub auch noch zur „Arbeit“ herangezogen wird! Unerbört!“
 „Aber schau'n S! So'n paar Liederl machen doch halt nichts aus!“
 „Das sind ganz persönliche Auffassungen, drei Lieder können mir bloß ganze Sommerfrische verderben.“
 Alwine wurde vor Erregung puterrot

(Schluß)

Die Besucherin konnte sich der Kollegin Eifer nicht erklären. „Ja, was regest du dich denn so auf, wann S' nit singen wollen, sind S' halt indisponiert.“

Alwine wurde hilflos.

„Ja — — — ja, aber wie soll man das so schnell werden? In den Durchzug stellen?“

Die „Wasscheite“ von der Berliner Schminke wälzte sich mit einem Male vor Lachen.

„Sagen S', wo kommen S' her? Aee, nee, des muß i meinen Kollegen zum Besten geb'n, wann i nach Berlin komm, des ist ja a Hauptspäß! In den Durchzug! Ne, Kleine (o weh, sie sagte nicht mehr „liebe Kollegin“), in den Durchzug brauchen S' sich halt nit zu stellen, schreiben S' nur auf 'n Papierwisch „indisponiert“ und schicken S' dem Konzertauschuß, dann lauft der Karren von selber. Gelogen haben S' auch nit, denn Sie schauen wahrhaftig nit grad „disponiert“ aus, schauen S' mal in den Spiegel!“

Alwine erschraf selbst vor dem Bilde, das ihr aus dem verblühenen Spiegel entgegenstarrte. Der Besuch verabschiedete sich von Alwine zur Tür geleitet.

„Nu sagen S' mir nur, welches Fach haben S' eigentlich?“

„Bankfach“, stammelte Alwine.

„Bank — — —“, der Künstlerin blieb das Wort im Munde stecken, „Sie sind gar nicht vom Bau? Nu, dann schreiben S' ruhig „Indisponiert“ das glaubt man Ihnen heute auch, wenn S' vom Bankfach sind.“

Damit war sie die Treppe hinab.

Als die „Größe aus Berlin“ am andern Abend ihr hohes E in die Weltgeschichte schmetterte und der Herr Vorsitzende sein lebhaftes Bedauern über die plötzliche Erkrankung von Fräulein Opern- und Konzertfängerin Bütterich aussprach, packte diese gerade ihren Koffer zur Abreise in der bitteren Erkenntnis, daß man im Hochgebirge in die gräßlichste Situation kommen kann, wenn man nicht „schwindelfrei“ ist.

Stell =

Hochgehoben aus den Eisensträngen

Schlagen Pulse an des Aethers Brust.

Und mit brausend überschäumter Luft

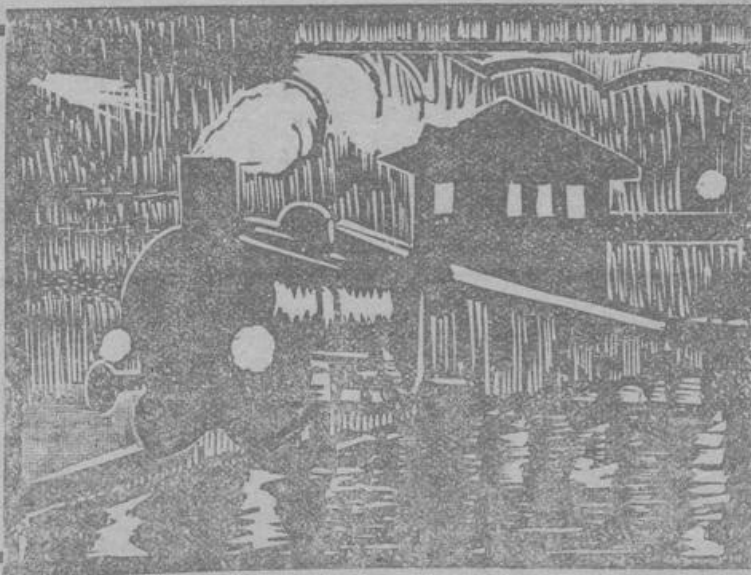
Sauft das Leben in den starren Stängen.

Alle Fäden laufen hier zusammen,

Alle Fernen werden hier vereint,

Aber wenn der große Nerv versteint,

Geht der Menschheit Brücke auf in Flammen.



werke.

Bunte Lichter ringsum leuchtend blühen,

Sturmbereit Maschinenaugen glühen

In die Weite. Und ein Pfiff durchgeßt

Dieser Räume heiße Einsamkeiten.

Pulse schlagen in der weiten Welt

Die den Menschen zu dem Menschen leiten.

Otto Klein.

Das Inselhaus. / Von Franziska Rademaker.

Immer wieder erschaue ich dich bei jedem Näherkommen wie beim ersten Male, du liebes kleines Friesenhaus ...

Wie du lachst in der Sonne — hochst warm da bei Wind und Wetter unter deinem fürsorglichen trauten Strohdach ... Du fesselst des Wanderers Blick, zwingst dich dem Maler auf die Leinwand und linst dem Dichter das Herz voll mit einem klingenden Lied. Lächeln und Freude bist du, Sonnenschein und Glück — und es müßten Märchenkinder in dir wohnen: reine Menschenkinder mit sehnsüchtigen Liedern in der Seele und sehnsüchtigen Träumen in den Augen. Sie fänden Erlösung und Ruhe hier.

Erlösung und Ruhe suche ich — und darum wohne ich gern in dir, liebes Haus — und darum bist du mein Inselhaus geworden! Die Lieder und Träume meiner sehnsüchtigen Seele führten mich zu dir — und nun weiß ich, daß hier meine Friedensstätte ist: in den großen Freiheitswundern des Nordens, bei der ewigen See; und in dir — kleines weißes Haus ...

Ich trete durch das helle Pförtchen unter dem hochgeschnittenen Hedenbogen in das Vorgärtchen. Die gläsernen Zierkugeln spiegeln eine sonnige Zauberwelt; die Muscheln lege wohl der wilde „blanke Hans“, gebündelt durch einen Friedenshauch, so nett geordnet um die laubernen bunten Blumenbeete ... Die Fensterchen blinzeln freundlich, und aus der Haustür schufen die Zweige des Apfelspatiers eine Ehrenpforte. Rauschig hat der Efeu die Seitenwand gebaut, blühende Kletterrosen leuchten einen freudigen Farbenfleck in das Grün ... Und das Ganze, das ich gleichermaßen nirgendwo fand: in den Städten und Dörfern des Festlandes nicht und auch nur einmal auf den schwimmenden Uthlanden in der Nordsee — das Ganze ist kein lächelnder Traum? —

Nein, es ist Wirklichkeit — und ich sitze in dieser traumhaften Wirklichkeit, als wenn ich immer hingehört hätte, als wenn ich nimmer von ihr zu scheiden gedächte ... Ich sitze hier und vergesse meine erste Dichterstube daheim über der gemütlichen Kajüte, in der ich nun durch den Sommer segle:

Niedrig ist sie — blankweiß die Deckendielen, schneelig die Gardinen, feuerrot dahinter die üppig blühenden Blutstropfen — und die Sonne tanzt auf meinem Schreibtisch und spielt Haschen mit meiner Feder. Da wird mein Herz mit all den Wundern ringsum selbst zum Inselwunder, fühlt sich behaglich, erwacht mit Freudegetöse zu jedem neuen Tage und lebt durch die Stunden, wie geschauelt von sanften Wogen am Gestade der Seligen. Nicht und Schönheit ist alles — und selbst wenn ein trüber Tag anbricht: in meiner Kajüte ist Licht von vielen Sonnentagen ...

Wer immer auf die grüne Insel kommt, der suche auch das liebe Friesenhaus auf, das mir glückliche Sommer gab, die ich nimmermehr vergessen kann.

Wenn ich längst wieder daheim bin, werden meine Blicke noch

durch die kleinen Fenster schweifen — auf den Weiher mit seinem Wellengeträusel, darin die Enten plätschern und tauchen, auf die ferne Freiheit des Horizontes, auf den stillen Tannenhain ... Ich werde ans Fenster treten, wenn der Freund pfeift und ihm zwischen den lustig im Inselwind sich blühenden Vorhängen hindurch die Hand entgegenstrecken ... Wie ein Traum ist alles — wie ein Traum wird es später mir scheinen — und ist und bleibt doch schönste Wirklichkeit.

Sieh — da kommt des Hauses Tochter vom Weiher her! Ihr goldenes Friesenhaar sprüht Lichter in der Sonne. Sie hat die muntere kleine Fiege heimgeholt. Das ist ein drolliges Tierchen und paßt wie der verständige Kater Hansi in dieses Märchenhaus. Wie das Zicklein voraufrülpft, am Gartentörchen hochspringt und es geschickt mit seinen Pfoten öffnet — dann in die altfriesische Küche hineintrabst, sich seine Brotstücke aus Mutter Bergodsen's Hand zu holen! Einen Gruß geben seine frohen Augen allen Hausbewohnersleuten, ehe es in den Stall schlüpft.

Mutter Bergodsen ist eine gute Frau, noch immer schön und von aufrechter stolzer Haltung mit ihren sechzig Jahren. Ich habe diese schlichte Friesin lieb gewonnen. Auch sie ist eine von jenen Föhringer Frauen, die das Abschiednehmen haben lernen müssen, wenn ihre Kinder „raewergoahn“ nach der neuen Welt, die schon keine neue mehr ist und doch vielen Föhringern eine solche wird: neue Welt und neue Heimat ...

Am Feierabend, wenn der Wind zur Ebbezeit stillesteht oder wenn er singt mit den kommenden Wassern, sitze ich manchmal auf der Bank neben der Haustür bei Vater und Mutter Bergodsen. Er ist ein lauberer Landarbeiter, wie es denn die Verhältnisse auf Föhr so mit sich bringen: ein Sohn erhält den elterlichen Hof, der zweite geht zur See und wird Kapitän, der dritte bleibt auf der Insel als lauberer Arbeiter und ist angesehen wie seine Brüder ...

In meiner Stube drinnen hängt ein Bild, drauf steht ein blonder junger Mann mit frischgemalten Wangen im blauen Waffenrock vergangener Zeiten. Das ist Vater Bergodsen. Kühn und stolz spricht die Vergangenheit von dem bunten Lichtbild.

Aber unter den Füßen schlummert mir hier eine entferntere Vergangenheit. Die erhebt sich nachts in meinen Träumen wild und waffenklingend aus dem Hühnengrab, darauf das Häuschen gebaut ist. Dann gleiten verborgene Schätze tief unter dem Boden des lieben stillen Hauses — dann fahren Schiffe mit geblähten Segeln stolz durch den Sturm — dann steigt Vater Bergodsen aus dem Rahmen und wird zum Helden gegen nordische Widinger.

Aber die Vergangenheit schläft ein, wenn der blanke Tag erwacht — und Schätze und Waffen stören nicht den Frieden des Inselhauses, der so tief und köstlich ist, daß ich ihn nimmer missen möchte ...

Das Stammbuch. / Von A. M. Witte.

Der Flügelschlag nüchternen Prosa verschlechte den zarten Duft der Romantik, der eine vergangene Zeit durchweht. Der Idealismus unserer Vorfahren ist zerstoßen. Die Kinder der modernen Zeit sind gar nicht mehr imstande, jenen undefinierbaren Reiz zu begreifen, der schließlich doch in der „Sentimentalität“ früherer Geschlechter gelegen haben muß. Für sie ward das Wort nicht geschrieben:

„Aus alten Märchen winkt es
Herein mit Meisterhand;
Da singt es und da klingt es
Von einem Zauberland.“

Wer hat noch Sinn, wer noch Zeit für Märchen! Wird doch schon der zarte Schleier, der auf geschichtlichen Tatsachen ruhte und uns deren Helden lieb gewinnen ließ, mit Vorliebe gelüftet; alles und jedes nur in dem kalten, scharfen Lichte der Vernunft betrachtet. — Wer empfindet heute noch den Zauber, der vergilbten Papieren eigen sein kann. Lächeln nicht zahllose Menschen halb spöttisch, halb mitleidig über die „romantischen Anwandlungen“, die aus den Briefen ferner Tage sprechen. Vielleicht gibt es auch keinen mehr, der seinen inneren Gefühlen im gleichen Maße Worte leihen würde, besonders aber würde niemand dergleichen eigenartige Versicherungen der Freundschaft aussprechen, als es in den „Stammbüchern“ einst üblich war. Und doch hatte sich die Sitte der Stammbücher an sich durch die Freuden und Leiden mehrerer Jahrhunderte erhalten. Ihr eigentlicher Ursprung fällt wahrscheinlich in das Ende des 15. Jahrhunderts. Zu jener Zeit, da das Reisen noch mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, und selbst die höchsten Würdenträger und die Fürsten sich nur selten, wenn sie auf Reichstagen, Krönungs- oder Hochzeitsfesten zusammentrafen, war bei einzelnen von ihnen der Wunsch aufgefaßt, sich nach den gemeinsam verlebten Tagen, die vielleicht nie wiederkehrten, etwas „Bleibendes“ zu sagen; sich eine greifbare Erinnerung an das Beisammensein zu sichern. Zu diesem Zwecke bediente man sich der sogenannten „Stammbücher“, die mit lebenswichtigen Abschiedswünschen, kraftvollen Sinnprüchen oder zuweilen auch nur mit dem Wappen des sich Einzeichnenden ausgefüllt wurden. Es läßt sich heute nicht mehr feststellen, ob sich von jenen Wappen die Bezeichnung „Stammbuch“ ableitet, da, wenn jemand durch häufigere Teilnahme an solchen Veranstaltungen sein Gedächtnis besonders reich geschmückt sah, er meist die „Stämme“ der vornehmsten Geschlechter dort vereint fand; oder ob man das Buch einfach darum einem Stamme verglich, weil es aus losen „Blättern“ bestand, die man in ein mehr oder minder hübsch ausgestattetes Kästchen legte.

Traten später auch „eingebundene Stammbücher“ in die Erscheinung, die man zuerst „Album“, dann „Poesie-Album“ nannte, so erhielt sich daneben, bis zum ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, die alte Art noch immer.

Von den Würdenträgern ferner Tage war diese in ihrem Ursprunge so ehrwürdige Sitte zuerst auf die Fürstinnen und Edelfräulein, dann ganz besonders auf die Gelehrten übergegangen, um sich endlich auf alle Stände und alle Altersklassen auszudehnen, bis eigentlich nur noch die „Schuljugend“ ein „Poesie-Album“ kannte. Es ist selbstverständlich, daß mit dieser Verallgemeinerung auch eine gewisse Abnahme der Gediegenheit des Inhaltes Hand in Hand ging. Die Stammbücher verstorbener Herrscher und Staatsmänner werden naturgemäß stets das größte Interesse wachrufen. Die Großherzogliche Bibliothek in Weimar soll mehrere Hundert Stammbuchblätter mit den Namen und Wappen der bedeutendsten Persönlichkeiten vergangener Zeitepochen bewahren. Auch das Stammbuch Dürers ist nicht wenig berühmt. Jenes der „Frau Rat Goethe“ befindet sich im Goethe-Nationalmuseum.

Bei Privatpersonen, die nur im engeren Freundeskreise solche „Denksteine der Liebe und Freundschaft“ sammeln konnten, besonders aber in den Stammbüchern der Jugend wandelten sich die kraftvollen Sentenzen früherer Tage mehr und mehr zu minderwertigen Versen, bis die sentimentalen Gefühlsäußerungen einer bestimmten Zeitperiode sich fast allein breit machten.

Statt aber nun zu bedenken, daß bei dem Durchlesen jener der Neuzeit so unglaublich banal klingenden Versen vor dem Auge unserer Großeltern die Gestalten jener auftauchten, die sie geschrieben, daß der Idealismus von einst alles rosigger sah, als das nüchterne Empfinden eines späteren Geschlechtes, bespöttelt man einzelne Gefühlsäußerungen, weil man sie nicht mehr versteht. Heute „läßt sich keiner herab“, zu schreiben:

Der Tugend schönster Lohn sei Dein,
Das ist mein Wunsch für Dich!
Stets Deiner Freundschaft würdig sein,
Ist Wunsch und Glück für mich.“

Seit den 130 Jahren, die vergingen, seit dieser Wunsch in das alte vor mir liegende Stammbuch geschrieben wurde, ist ja dieser Nimbus, mit dem man früher geliebte Menschen gern umkleidete, längst geschwunden. Das „Mit-offenen-Augen-Sehen“, das mancher für das einzig Richtige hält, schützt vielleicht vor mancher trüben Erfahrung, läßt nun aber auch an allen Menschen Kritik üben, selbst an Eltern und Großeltern, wieviel mehr noch an Freunden und Bekannten! Natürlich erscheinen jetzt die Aussprüche, durch die man andere auf ein gewisses Postament hob, abgeschmakt. Man lächelt über folgende Strophe:

Edle Freundschaft nur verbindet
Seelen zu der schönsten Pflicht,
Und die Kränze, die sie windet,
Welken selbst im Tode nicht.
Blumen blüh'n in diesem Schattentale

Wenig zwar, doch immer ist es schön,
In der Freundschaft Wechselsonnenstrahle
Läßt sich's auch auf Fels und Dornen geh'n.“

Begreift aber noch sehr viel weniger, daß die Schreiberin jener Zeiten dann noch hinzufügen konnte: „Deine Freundschaft zu besitzen, wird stets eine der liebsten Annehmlichkeiten meines Lebens ausmachen.“

Der wirklich feste Glaube an eine wahre, echte Freundschaft, die sich in Not und Trübsal als fester Stab bewährt, um deren Erhaltung man bitten, für deren Gewähr man dankbar sein muß, ging dem jüngeren Geschlecht mehr und mehr verloren. Das „Ichbewußtsein“ ist viel zu stark entwickelt, um überhaupt noch Freunde (im früheren Sinne) zu brauchen. Warum sich also die durchaus unnötige Unbequemlichkeit auferlegen, mit ihnen „über Fels und Dornen“ zu gehen. Diese Art Freundschaftsver Versicherungen scheinen einem nüchternen Empfinden denn doch so stark übertrieben, sodaß man unwillkürlich fragt: Waren sie auch echt? — Aber noch Anfang des 19. Jahrhunderts waren folgende Verse durchaus nichts Ungewöhnliches:

Oftmals eise, reich an Segen,
Ihnen Sonnenglanz entgehen,
Und das seligste Erreue'n
Möge Ihr Los auf Erden sein.
Mir, bitte ich, das Glück zu gönnen,
Mit frohem Mute zu bekennen,
Daß nur dann mein Wunsch geschieht,
Wenn Freude Ihren Wegen blüht.“

In jenen Tagen war die poetische Lizenz, jeden mit „Du“ anzureden, noch nicht allgemein. Wohl aber war es nichts Ungewöhnliches, getrocknete Efeublätter oder einen Kranz gepresster Blumen um die Verse zu kleben. Bergigemeinnicht umgeben z. B. in einem Album aus dem Jahre 1802 die Worte:

„Sei ganz beglückt und trage Freudenkränze,
Die Lieb' und Freundschaft gern Dir flücht,
Doch unter diesen schönen Blumen glänze
Auch für mich ein Bergigemeinnicht.“

Rosen jene andern:

Stets sei es heiter um Dich, es führe mit sanftem Liebkosen
Dich Freude und Friede durch's Leben hinab.
Und wo Du wandelst, da trete Dein Fuß auf duftende Rosen,
Und auf Dich lächle die Sonne hinab.“

Statt der Sonne lächelt man unwillkürlich selbst über diesen Wunsch mit seinem eigenartigen Versmaß; lächelt aber noch mehr über die Arroganz, die aus einer anderen Strophe spricht und die Schreiberin dieser Strophe zu den „zarten Seelen“ zählen läßt:

Welche Stimme Gottes ist es, die mit heimlichen Wipeln
Und mit Harmonien, nur zarten Seelen hörbar,
Meinem Herz gebietet, Dich ewig zu lieben.“

Rührend bescheiden heißt es dann auch wieder:

„Der Ehre hoher Glanz, den alle Welt beneidet,
Ist mir nur lächerlich.“

Ich ach! es nicht, ob auch kein Fürst mich um sich leidet,
Du, Freundin, leidest mich.“

Wer würde heute noch so sprechen? — Haben nun die Vorfahren, die das schreiben, sämtlich geendet? Vermutlich meinten sie es wirklich so. Nur uns ging der Begriff solcher idealen Freundschaft verloren. Im allgemeinen ist es überhaupt zu bedauern, daß die Lichtbilder nach und nach die „Handschriften“ ersetzen. Es ist freilich bequemer, sich das Original durch ein getreues Abbild zu vergegenwärtigen, aber — Lichtbilder werden zu Duzenden verfertigt, der „Erinnerungsdruck“ wurde doch meist für jeden anders ausgewählt. Er war, im Grunde genommen, „persönlicher“. In seinem Spiegel huschten, Schatten längst verwehelter Träume gleich, vielleicht ganz bestimmte Tage und Stunden vorüber, sang und klang es „von einem Zauberland“.

Elise von der Rede soll die erste gewesen sein, die statt des „Stammbuches“ einen „Autographensächer“ besaß, auf dem sie, dem Muster der allerersten Stammbücher folgend, nur Handschriften „berühmter“ Personen, deren ihr freilich sehr viele nahe traten, sammelte. Ihr Vorbild fand Nachahmung. Es wurden „Autographen-Alben“ modern, zum nicht geringen Schrecken der besonders beliebten Künstler. Schrieb doch ein bekannter Schauspieler, der fortwährend um „einige Worte“ erlucht wurde, in ein solches Buch:

Reißt Du, was das schlimmste ist
Von allen Höllenstrafen?
Zu sitzen im Himmel, um aller Welt
Zu schreiben — Autographen.“

Interessant mag diese „Abart der alten Stammbücher“ sein. Sie hält das Andenken an eine mehr oder minder bedeutende Individualität oder an einen ganz besonders wertvollen künstlerischen Genuß fest. Aber wenn auch diese verschiedenen, bald charaktervoll ausgeführten, bald deutlich lesbaren, bald nur zu schwer zu entziffernden Hieroglyphen zusammengefügt Buchstaben die lebenswahren Gestalten jener vor unser Geistesauge treten, die ihren Namen aufzeichneten (mehr schreiben die wenigsten, vielleicht aus Vorsicht, daß falls andere Generationen wieder anders empfinden, auch ihre gewählten Sentenzen einst bespöttelt werden), sie bleiben uns doch fremder; sie besitzen eben doch nicht den unerklärlichen Reiz, der trotz alledem den alten Stammbüchern inne wohnt. Die Autographenschrreiber standen uns niemals so nah, wie die Gefährten der Jugendzeit. Trotz der uns fremd gewordenen „Sentimentalität“ gingen die „Verse von einst“ doch von Herz zu Herzen. Das darf man nicht vergessen und muß in diesem Licht die alten Bücher betrachten.

"n."
jener Zeiten
besitzen, wird
usmachen."
undichast, die
n Erhaltung
ng dem jün-
wuhlein" ist
im früheren
rötige Unbe-
zu gehen.
ternen Emp-
tlich fragt:
Sahrhunderts

"Du" anzu-
Ungewöhn-
ter Blumen
B. in einem

Rieflosen

Rosen,

über diesen
r noch mehr
icht und die
läßt:
peln

leidet,

e Vorfahren,
inten sie es
Freundschaft
ern, daß die
Es ist freilich
zu vergegen-
st, der "Er-
gewählt. Er
piegel husch-
t ganz be-
von einem

des "Stamm-
dem Muster
berühmter"
amelte. Ihr
hen-Albums"
ebten Künst-
während um

"sein. Sie
Individuali-
n Genuß fest.
ausgeführten,
enden Hiero-
en Gestalten
aufgezeichnet
falls andere
ählten Sen-
er; sie besitzen
in den alten
standen uns
roh der uns
e von einst"
und muß in



Es sitzt ein kleines Männchen.

Es sitzt ein kleines Männchen.
Auf uns'res Hauses Dach,
Das giebt aus seinem Könnchen
Ganz sachte und gemach,
Und leise tropfts: tripp-trapp, tripp-trapp,
An unserm Hause es herab.
Der Tröpfchen und der Tropfen,
Der sind unzählig viel,
An Gretels Fenster klopfen
Sie: komm heraus zum Spiel,
Wir laufen und du fängst uns ein,
Sollst unser Haschemädel sein.
Ihr Tropfen und ihr Tröpfchen,
Ich wär schon gern bereit,
Doch werden meine Röpfchen
Ganz naß und auch mein Kleid,
Und Mütterlein schilt mich dann aus,
Komm naß ich wie 'ne Katz nach Haus.
Ich will euch etwas sagen:
Ruft euch den Kater Murr,
Es ist seit vielen Tagen
Verdrrießlich sein Geschnurr,
Vielleicht stellt dann, das wäre fein,
Bei ihm sich gute Laune ein.

Johanna Weiskirch

Der Igel und der Hamster.

Der Jugend erzählt von R. Sylvestez.

In der Erntezeit war es, als eines Tages
der Igel zufällig dem Hamster begegnete. Sonst
wich der Hamster dem armen Mäusejäger
immer aus, diesmal aber sprach er ihn freund-
lich als Nachbar an und frug, wie es ihm
gehe. „Nicht sonderlich gut“, gab ihm der
Igel Bescheid, „wie ihr wohl leidet schon be-
merkt habt, ist ein schlechtes Mäusejahr, und
da hat man mitunter seine liebe Not, so daß
man in der Kiste nicht sehr wählerisch sein darf.
Zum Glück bin ich von Hause aus nicht ver-
wöhnt, und wenn es keine Mäuse gibt, muß
man sich eben mit Schneder, Käfern und ver-
gleichen Ungeziefer begnügen.“ Als der
Hamster den Igel so jammern hörte, fühlte er
sich wirklich als reicher Mann, und stolz klan-
gen seine Worte der Erwiderung: „Ja, ja,
Nachbar, die Mäusenebel haben die nichtnutzen
Mäuse arg mitgenommen, da müßt ihr freilich
übel daran sein. Vor solchem Unglück bin ich
bewahrt — da, seht her!“ — und damit deutete
er auf seine gefüllten Badentischen — „ha
bring ich mir wieder etwas vom Spaziergange
mit, meine Brotkammer ist immer gefüllt.
Wenn es euch recht ist, Nachbar Igel, so kommt
einmal mit in meine Wohnung, da könnt ihr
leben, was für einen Vorrat von köstlichem
Weizen ich besitze.“ Der Igel kannte ja den
Prahlsch, aber unhöflich wollte er auch nicht
sein, und so folgte er der Einladung und ging
mit dem Hamster nach dessen Wohnung, in-
mitten des nächsten Getreideselbes. „Ach, ach!“
ermahnte der Hamster, als man beim Eingange
anlangte, „meine Einfahrt ist etwas steil, aber
wenn man's eilig hat, ich meine, wenn man
verfolgt wird, ist sie am besten so. Da geht
es bloß: hoppla! und unten bin ich, während
oben der schlaue Fuchs, der Hund oder gar der
böse Mensch ein langes Gesäht macht.“ Damit
sprang er in das sentrecht: Doch und der Igel
folgte ihm. Dann führte der Hamster seinen
Gast durch verschiedene Gänge und zulezt in
einen großen Raum. „Da seht, Nachbar“, sagte
er stolz, „bin ich nicht ein reicher Mann?“
Und dabei wies er auf einen Haufen gold-
gelben Weizen, nach des Igels Schätzung min-
destens zwei gute Mehen! Mit Staunen sah
der arme Mäusejäger auf diesen Reichtum, und
darob freute sich der Hamster. „Ja, ja“, hub er

wieder an, „mir können die Mäusenebel nicht
schaden — freilich, ehe solch ein Häufchen bei-
sammen ist, kostet es viel Arbeit, aber dann
braucht man auch nicht Not zu leiden.“

Solch prahlerische Rede verdroß den ehr-
lichen Igel. Zwar hatte er schon des öfteren
gehört, daß der Hamster sich große Getreidevor-
räte eintrage, aber daß dieser so unbescheiden
sein könne, das hätte er nimmer geglaubt. Zu
solcher Unehrlichkeit durfte er nicht schweigen,
und so sprach er denn frei und offen: „Ja,
mein lieber Nachbar, dieser Reichtum wäre ja
recht gut und schön, wenn ihr ihn ehrlich er-
worben hättet, aber das Getreide gehört doch
von Rechts wegen dem Landmann! — Zudem
könnt ihr ja soviel gar nicht aufbrauchen —
aus grenzenloser Habgucht, wie ein Geizhals
habt ihr diesen Reichtum zusammengeschleppt!
Das nenne ich großes Unrecht. Habt ihr
denn kein Gewissen?“ Der Hamster aber lachte
nur spöttisch zu dieser Strafpredigt des Igels,
und das ärgerte diesen noch mehr. „O, lacht
nur immerzu“, sagte er allen Ernstes, „ich
benutze euch nicht um euern Reichtum; trotz
meiner Armut und Not möchte ich nicht mit
euch tauschen, denn besser arm und ehrlich als
reich und ungerecht. Ihr seid wirklich der
größte Spießbube, den ich kenne weit und
breit!“ rief er in gerechtem Zorn und verließ
eifrig durch den nächsten Ausgang die Woh-
nung des Hamsters. Seit jener Stunde sind
Igel und Hamster einander feind und werden
es wohl für alle Zeiten bleiben.



Der seltsame Krug.

Von Kenna Setze.

Ueber dem Garten lag die goldene Früh-
nachmittagssonne. An der Quelle, die in der
Tiefe des Gartens sprudelte, sah ein Knabe
unter einem jungen Delbaum und flocht aus
Schilfrohr ein Körbchen. Neben ihm lag ein
weißes Lamm, das aufmerksam zuschaute.

Da ging auf dem Wege, der am Garten vor-
beiführte, ein schleppender, schwerer Schritt,
hielt minutenlang an, und dann lehnte sich
etwas schwer gegen die Hecke. Ein irrer, jam-
mernder Laut klang matt durch die Stille.
Der Knabe sprang auf, horchte, und lief über
den Rasen der Hecke zu. Ein Mann stand auf
der weißen Landstraße, darauf suchte der
glühende Staub lag, und hatte sich schwer ge-
gen die grüne Wand gelehnt, um nicht umzu-
sinken. Der Knabe hob den Kopf mit dem
schulterlangen Haargelock über die Hecke und
sah, daß der Mann die Augen geschlossen hielt.
Er berührte ihn leicht an der Schulter und
fragte:

„Wanderer, bist du krank?“ Der Mann öff-
nete die Augen, schaute starr in das schöne
Knabengesicht und schrie dann entsetzt auf:

„Berühre mich nicht! Ich bin unrein!“
Der Knabe lächelte und sagte:

„Ich fürchte mich nicht. Komm in den Gar-
ten und ruhe ein wenig, ehe du weitergehst.“
Der Mann starrte ihn noch immer an; dann
sagte er, und die ganze heiße Erregung und
Trauer seiner Seele lag in seiner Stimme:

„Nein, schöner Knabe, ewig soll mich Jehova
verdammten, wenn ich meinen Auslaß in
dein junges Leben trage. Aber mich dürstet;
meine Zunge brennt mir im Munde. Wenn
ich um Wasser bat, verjagte man mich. Ich
bitte dich, setze eine Schale, daraus dein Schäf-
lein trinkt, hier auf die Hecke. Jehova soll
dich segnen, schönes Kind, und dir ein langes
Leben verleihen.“

Da sagte der Knabe und lächelte:
„Einen Krug kann ich dir nicht holen, denn
meine Mutter ist nicht daheim. Ich war im
Garten eingeschlafen, und da hat sie das Haus
verschlossen. Aber ich bringe dir Wasser.“

Er lief zurück und das Schäflein sprang ihm
nach. Vor der sprudelnden Quelle kniete er
hin, legte die gebogenen Hände fest neben-
einander und ließ das klare Wasser hinein-
laufen. Langsam stand er auf und ging be-
hutsam über den Rasen der Hecke zu, immer
noch das Lächeln im Gesicht, und das Schäf-
lein sprang neben ihm. Da wach der Mann
entsetzt zurück und schrie mit schwerer Zunge:

„Bleib . . . bleib . . . und wenn ich ver-
schmache, ich trinke nicht aus deinen Händen.“

Der Knabe verlor sein Lächeln nicht, ging
noch ein paar Schritte und hob die gefüllten
Hände über die Hecke.

„Ich bitte dich, Wanderer“, sagte er leise,
„trinke, und ich schwöre, der Vater hilft dir
und mir.“
Der Wanderer kam wie ein Träumender
näher, die weitoffenen Augen starr auf das
schöne Kinder Gesicht gerichtet. Das Schäflein
sprang mit den Vorderfüßen an der Hecke em-
por und sah zu, wie der Mann den unreinen
Mund an die feinen Knabenhände legte und
in gierigen Zügen trank. Dann ließ der Knabe
zurück und füllte wortlos die Hände wieder;
und der Mann trank, und wieder ließ der
Knabe, und das Lämmlein sprang immer hin-
ter ihm her. Der Wanderer fühlte ein seltsa-
mes Wohlgefühl durch seinen Körper gehen,
sobald die kühlen Knabenhände ihn berührten.

„Das war ein seltsamer Krug“, sagte er
leise. Seine Augen hingen wie gebannt an
dem schönen Knaben.

„Wer bist du?“ fragte er schen.
„Ich bin der Sohn Josephs, des Zimmer-
manns. Warte, ich bringe dir etwas, das dich
erfrischt auf deinem Wege.“

Er lief unter den Delbaum und hob das
Körbchen vom Boden auf. Neben an auf dem
Rasen lagen in einer hölzernen Schale Feld-
gen, ein Stück Weißbrot und eine dunkle
Traube. Die Mutter hatte es dorthin gestellt,
bevor sie das Haus verließ. Das alles brachte
der Knabe in dem Körbchen dem fremden
Manne. Er reichte es über die Hecke und
sagte:

„Ich bitte dich, wenn du in der Abendkühle
zurückkommst, so wirf das Körbchen wieder
über die Hecke auf den Rasen, denn ich habe
es für meine Mutter gemacht.“

„Ich werde nie zurückkommen, schöner
Knabe“, sagte der Fremde traurig. Ich habe
heute vor dem Frühtau mein Weib und mein
einzig Kind verlassen, da ich sah, daß mein
Leib die ersten Spuren der Krankheit trug.
Ich werde einsam, verlassen irgendwo sterben,
aber deine Güte wird mein letzter Trost
gedenke sein.“

Da lächelte der Knabe wieder und sagte:
„Vor dem Abendtau wirfst du wieder hier
am Garten vorüberkommen. Vergiß dann
meiner Mutter Körbchen nicht.“

Und bevor der Fremdling etwas erwidern
konnte, war der Knabe fort, und er hörte ihn
in der Tiefe des Gartens mit seinem Schäflein
plaudern.

Hauswirtschaftliche Ratschläge.

Antworten.

H. B. Drüsenleiden ist so verschieden zu behandeln, daß wir Ihnen nur raten können, nach ärztlicher Vorschrift zu verfahren. Das Ohrenschmalz kann von der Drüsenanschwellung herrühren. Ein Hausmittel gegen Ohrenschmalz können Sie auf diese Weise anwenden, daß Sie Zwiebelsaft auf Watte träufeln lassen und dieselbe ins Ohr stecken. Zugleich warme Fußbäder nehmen aus Wasser und Essig, zehn Liter Wasser, 1/2 Liter Essig.

H. R. Ein gutes selbst gebrauchtes Mittel gegen entstehende Frostbeulen ist folgendes: 1 Pfund ganzen Alaun in 1-2 Liter Wasser auflösen, so daß man ein Fußbad in einer kleinen Schüssel nehmen kann, so heiß wie möglich. Man kann das Wasser wiederholt gebrauchen und braucht nicht jedesmal frischen Alaun. Selbstredend dürfen die Beulen noch nicht aufgebrochen sein. Ich hatte selbst in meinen früheren Jahren viel Last und Schmerzen mit Frost und habe sie nur auf diesem Wege beseitigt.

Von anderer Seite wird empfohlen: Man tauche die Glieder in heißes Wasser, in dem Sellerieköpfe abgelocht wurden. Man lasse die Hände oder Füße so lange darin, bis das Wasser abgekühlt ist und wiederhole das Verfahren eine Woche lang.

H. B. 1. Salmiakgeist, Weingeist zu gleichen Teilen wird mit etwas Salz vermischt. Mit weichem wollenen Lappen befeuchtet man den Fußhohlraum und reibt immer in der Runde von der Mitte anfangend; zuletzt wird er nach dem Strich gebürstet. — 2. Betrogene Fußhüte werden wie neu, wenn man sie mit einem in Petroleum getränkten Lappen kräftig abreibt. Zur Entfernung des unangenehmen Geruchs lüftet man die Hüte während einiger Tage am offenen Fenster.

E. Th. Del- und Fettflecke aus allen Stoffen entfernt man mit einer Mischung von 100 Teilen Seifenspiritus, 25 Teilen zehnprozentiger Ammoniakflüssigkeit und

15 Teilen Essigsäure. Unter den zu entfernenden Fleck wird ein Stückchen Löschpapier gelegt, ein Schwamm erst in Wasser eingeweicht, darauf in die Flüssigkeit getaucht und nun der Fleck damit gerieben. Sind die Wollschachen waschbar, dann waschen Sie dieselben in einem Abbad von Panamarinde.

H. S. Die Kellerschnecken sind abends aus ihren Schlupfwinkeln heraus und kriechen an den Wänden und auf dem Fußboden umher. Man gehe jeden Abend, etwa 10-14 Tage lang, in den Keller und fange die Schnecken ab, am besten setzt man dies Verfahren im Frühjahr durch und bald wird sich keine Schnecke mehr zeigen.

H. B. R. 1. Bei Verhärtung des Ohrwachses steckt man über Nacht nasse Baumwoll-Bäuschchen in die Ohren. Zieht fleißig Wasser durch die Nase und speit daselbe, wenn möglich, durch den Mund aus. Die Luft muß durch die Ohren streichen, Watte darf also nicht in denselben getragen werden. — 2. Kneipp verordnet bei verhärtetem Ohrwachs folgendes: ein Tuch wird in einem Abbad von Zinnkraut getaucht und mehrere Wochen über Nacht aufgebunden. Dasselbe kann auch mit Krautwasser gemacht werden. Kamferspiritus hat eine auflösende Wirkung, derselbe ägt und macht den Gehörgang frei; im Tage 1-2 mal ein bis zwei Tropfen genügt vollständig.

Anfragen.

Die kleinste Schnittwunde geht bei mir sehr bald in Eiterung über, gibt es kein Mittel, dies zu verhüten?

Wie ist ein Kachelofen, welcher mehrere Sprünge hat, selbst auszubessern?

Was ist gegen Insektenstiche anzuwenden?

Kann mir eine Referin sagen, wie ganz frische Fische von weniger frischen zu erkennen sind?

Wie entfernt man dauernd Kopfschuppen?

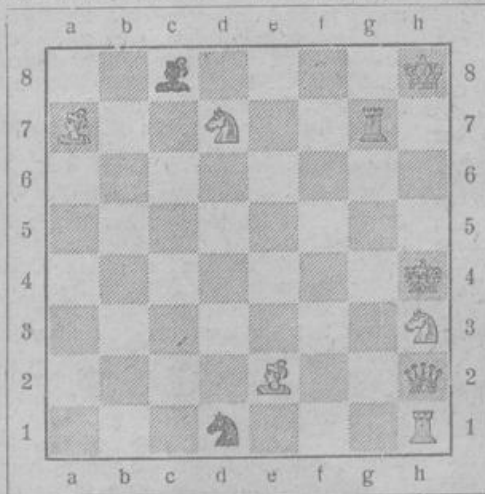
Wie kann man Gelbfäule, welche gelb geworden, wieder reinigen?

Spiel- und Rätsellecke

Aufgabe Nr. 201

von Dr. Peter.

2. Preis geteilt im Turnier des Niederelbischen Schachbundes 1924.



Matt in 2 Zügen.

Weiß: K h 8 Th 1 g 7 La 7 e 2 S d 7 h 3

Schwarz: K h 4 Dh 2 Lc 8 S d 1.

Lösung der Aufgabe Nr. 200

von Dr. Limont.

Weiß: K d 5 Tb 1 La 6 Sa 4 e 5 Bd 3

Schwarz: Ka 5 Bd 6 (3 Züge) 1) Ke 6 K x a 6 2) Sc 6... 1) - K x a 4 2) Sc 4... 1) - d x e 5 2) Se 5...

Partie Nr. 249

im Turnier um die Meisterschaft vom Rhein am 25. 8. 24 zu Köln gespielt
Weiß: Deichmann. Schwarz: Joist (Saar).

1) S f 3 d 5 2) c 4 c 6 3) e 3 S f 6 4) b 3 g 6 5) L b 2 L g 7 6) d 4 L g 4 7) L d 3 0-0 8) S b d 2 S b d 7 9) D c 2 e 6 10) T c 1 T c 8 11) c 5 12) T e 8 13) b 4 S h 5 14) a 4 e 5 15) d x e S x e 16) L x e L x e 17) h 3 L x f 3 18) S x f 3 L b 8 19) 0-0 D c 7 20) T f e 1 S f 6 21) g 3 S e 4 22) L f 1 b 4 23) L a 6 T c d 8 24) c x b 6 d x b 6 25) D x c 6 D x b 4 26) D b 5 D d 6 27) D c 6 T e 6 28) S d 4 29) T f 6 D x d 6 L x d 6 30) S c 6 T d 7 31) T e 2 L c 5 32) L b 5 T c 7 33) S d 4 L b 6 34) T x c 7 L x c 7 35) K g 2 S c 3 36) T c 2 S x b 5 37) S x b 5 L b 6 38) T d 2 T f 5 39) T d 3 d 4 40) e x d 4 41) T d 5 42) K f 3 f 5 43) K e 3 a 6 44) S c 3 T d 6 45) S e 2 K f 7 46) T b 3 K f 6 47) K d 3 T c 6 48) S f 4 L a 5 49) S d 5 K e 6 50) S e 3 T c 1 51) d 5 K d 7 52) T b 7 L c 7 53) T a 7 a 5 54) S e 4 55) T d 1 56) K c 2 T d 4 57) K c 3 T d 1 58) d 6 und gewann.

Anm. 1) Schwarz hat sich vorsichtig und sachgemäß entwickelt; seine Stellung zeigt keine Schwächen. 2) Damit gerät Weiß auf Abwege; dieser Zug kann fast stets durch den Vorstoß e 5 widerlegt werden. Das war natürlich dem Führer der Weißen nicht unbekannt. Warum tat er es doch? Die Erklärung ist psychologisch: er rechnete damit, daß Schwarz aus Angst, es könne ihm etwas auf dem Damenflügel drohen, einen sog. Sicherungszug, wie a 6, machen würde; dann hätte er seine Stellung auf dem Damenflügel geschwächt und dann wäre e 5 nachträglich berechtigt. Daß Schwarz dies nicht tut, ist ein Zeichen

von sehr klarem und gesundem Positionsurteil. Man fällt eben mit seiner psychologischen Partiebehandlung auch manchmal herein! Die richtige Methode war S e 5 vor oder nach 0-0. 3) Damit übernimmt Schwarz die Führung der Partie, Weiß muß äußerst vorsichtig seine Rochadestellung in Verteidigungszustand setzen. Jetzt aber kommt die Verteidigungslinie des Weißen zur Geltung. 4) Schwarz erhält jetzt eine ständige Drohung gegen den Punkt h 2. 5) Schwarz hat den Angriff bisher sehr gut behandelt; Weiß mußte alle geschehenen Verteidigungszüge machen und hatte keine Zeit, mit a 4 - a 5 den Damenflügel abzuwehren. Schw. konnte nun entweder sofort mit 21) - a 5 den weißen Damenflügel aufrücken oder mit f 5 u. g 5, h 5 den Angriff gegen die Rochade unwiderstehlich machen. Der Textzug ist ein Fehler, der dem Gegner Damentausch und ungefähren Ausgleich ermöglicht. 6) Damit begibt sich Weiß in jugendlichem Leichtsinne wieder aufs Glatteis. Damentausch und L d 3 mußte geschehen. 7) Bei T d x d 6 käme Weiß durch den verhängnisvollen Zug 29) L b 7 mit der Drohung 30) T c 8+ aus der Gefahr. 8) Viel besser war S c 5, wobei noch 31) L b 5 a 6 mit Offiziersgewinn drohte. 9) Jetzt mußte Schwarz mit T x f 2 opfern; es konnte folgen 32) T x T L x e 3 33) T c f 1 S x f 2 34) T x f 2 a 6 35) L x a T d 6 36) L b 7 T f 6 37) S e 7+ K f 8 38) S x d 5 L x f 2+ 39) K g 2 T f 5 40) g 4 mit einem sicheren Remis. Nach dem Textzug erhält Weiß das etwas bessere Endspiel wegen des Einzelbauern d 5. 10) Besser 29) S x d 4, da nach T d 5 40) K f 3 L x d 4 41) e x d 4 T a 5 42) T a 3 T d 5 43) K e 3 Weiß doch gute Gewinnchancen hat. 11) Dieser Fehler verliert die Partie; mit a 6 konnte Schwarz sich B d 4 wiederholen, da 41) K e 4 mit f 5+ beantwortet wäre. 12) Die entscheidende Kombination. 13) T x d 5 darf wegen 54) S b 6+ nicht geschehen. Eine Partie, in der der Führer der Weißen Glück hatte.

Bilder-Rätsel.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Bretagne, Eingeweide, Spanien, Calbo, Eisenach, Helikon, Leo, Dike, Ziene, Verona, Echo, Reaktion, Delta, Illis, Gelirität, Non eas. - Besser Lob verdienen, als Lob erhalten.

Metapher: Den schärfsten Ton in der Natur

Gibt Nachtigall auf Venzeskur,

Und die gemeinste Niedertracht.

Ist ein Klavier um Mitternacht.

(W. Herbert)

Reihen-Rätsel: Baum - Stamm, Stamm - Gut, Gut - Tat, Tat - Kraft, Kraft - Rad, Rad - Bruch, Bruch - Gold, Gold - Markt, Markt - Stein, Stein - Bruch, Bruch - Stadt, Stadt - Heim, Heim - Saug, Saug - Land, Land - Post, Post - Horn, Horn - Stein, Stein - Ruch, Ruch - Baum.

Scharade: Stenot.

Bilder-Rätsel: Klage nicht, du wirst durch Klagen

Deine Last nicht leichter tragen.

Der Wert des guten Buches sollte in unseren Tagen des trassen Materialismus stärker betont werden. Statt dessen wird er aus Entwöhnung verneint, ein sehr bedenkliches Zeichen bereits einaetretenen Kulturverfalls!